Zweite und dritte Vorlesung.

Nebst der Vervollkommnung der nützlichen Künste giebt es noch eines, was über die mindere oder höhere Bildung der alten, einfacheren Völker entscheidet: die Poesie. Was ist und was enthält sie nicht alles, für solche der Natur noch näher lebende Stämme? Ihre Geschichte, ihren Glauben, den Inbegriff ihrer beschränkten Kenntnisse, die ganze Ansicht von dieser und von jener Welt. Sie ist die Freude und Seele des Lebens, der gemeinschaftliche Geist eines ganzen Zeitalters. Es ist daher als ein großer Fortschritt in der Kenntniß der Geschichte anzusehen, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, die Erforschung der dichterischen Denkmahle, besonders in den ältern, dem Heldenalter nähern Zeiten, durchaus mit der geschichtlichen Untersuchung zu verbinden, die Poesie als eine Quelle für die Kenntniß der Zeiten und der Völker zu betrachten. Wie wichtig die Dichtkunst für die Frage von der Bildung eines Volkes sei, wird ein nahe liegendes Beispiel am besten erläutern können. Wir erfreuen uns noch jetzt an der lieblichen Einfalt und hohen Schönheit der homerischen Gedichte. Wenn wir uns nun die Frage aufwerfen, wie damahls, als diese Gesänge gedichtet wurden, die Griechen beschaffen waren, und die andern Völker, mit denen sie am meisten in Verbindung standen, so werden wir leicht bemerken können, daß die Phönicier z. B. in

der Schifffahrt, im Handel, in den nützlichen Künsten, überhaupt in allem städtischen Gewerbe den Griechen weit überlegen waren, die Griechen in allen diesen Rücksichten gegen die Phönicier noch sehr zurück standen. Werden wir aber darum die damahligen Griechen, die solche schöne Gesänge hervorzubringen, sich daran zu erfreuen im Stande waren, gegen die Phönicier unbedingt herabsetzen wollen? Gewiß nicht! Was ist überhaupt Bildung, als Geist, Regsamkeit, Thätigkeit und Entfaltung des Geistes und aller geistigen Kräfte? Die nützlichen Künste sind etwas Vortreffliches, etwas Großes, wenn sie von dem Geiste gelenkt und zu edlen Zwecken angewandt werden. Bei einem geistlosen Gebrauch aller dieser körperlichen Künste aber könnte man leicht in Zweifel gerathen, ob sie mehr zum Nutzen oder zum Schaden des menschlichen Geschlechts gereichen. Der Geist ist das Erste, und den schildert uns die Poesie eines Volks am besten.

Nicht oft genug können die römischen Darsteller der Poesie der Deutschen, ihrer Lieder und des mächtigen Einflusses dieser Lieder auf das Leben erwähnen. In der Schlacht selbst ward das Kriegslied gesungen; in und während dem Kampfe das Andenken ehemahliger Helden besungen und alles hinzugefügt, was zu neuen Heldenthaten anfeuern konnte. Wohl sind die Gesänge verschollen, in denen Herrmann, nachdem er bei seinem Leben verkannt und mit Undank belohnt worden war, wenigstens nach dem Tode verherrlicht ward. Dennoch werden wir von der Natur und von dem Einfluß der deutschen Gesänge auf das Leben uns einigen Begriff zu machen im Stande sein, wenn wir dasjenige betrachten, was außer dem Andenken und den Thaten der Helden den Inhalt desselben ausmachte; die Vorstellungen von den Göttern nähmlich und die Weise sie zu verehren, was ohnehin den Geist und Zustand eines Volks am meisten bezeichnet.

Von der Götterlehre der Deutschen sagen uns die Römer nur wenig; aber auch dieses Wenige ist merkwürdig. Es war, wie der Gottesdienst und Glaube aller alten Völker, eine Verehrung der Natur, ihrer großen Erscheinungen und wundervollen Kräfte. Nur war dieß alles bei den alten Germanen einfacher, dem un-

mittelbaren erhabenen Naturgefühl näher, als bei den südlichen Völkern, weniger mit Fabeln geschmückt wie bei den Griechen, nicht so mit Ceremonien überladen wie bei den Römern, überhaupt weniger sinnlich als bei Beiden.

Die Deutschen verehrten gleich den alten Persern vor allem die Sonne und das Feuer; als oberste Gottheit aber den Wodan, welchen sie Allvater nannten, und welchen die Römer vorzüglich nur wegen der Beziehung auf den gleichen Planeten mit ihrem Merkur verglichen, so verschieden auch sonst beider Gottheiten Amt und Charakter war. Nicht bloß in der besondern Verehrung des Feuers, nebst dem des Wassers und überhaupt der ersten Naturkräfte, auch noch in manchen andern Einzelnheiten und Eigenthümlichkeiten war der Gottesdienst der alten Deutschen dem der Perser ähnlicher, als dem der Griechen und Römer. Bei den Germanen, wie in Persien, wurden in geweihten Hainen heilige weiße Rosse zum Dienst der Götter und zu feierlichen Aufzügen unterhalten. Einige deutsche Stämme opferten auch Pferde, was unter den bekannten Völkern des Alterthums vorzüglich nur noch von den Persern als eine besondre Eigenheit ihres Gottesdienstes bemerkt wird. Wie die Perser, so verschmähten die Germanen die andern Völkern gewöhnliche Weise, die Götter in eingeschloßnen Gebäuden durch eine große Mannichfaltigkeit von Bildnissen darzustellen und zu verehren. Für bloße Unkenntniß oder Unfähigkeit darf man dieß nicht halten. Sie hatten noch keine eigentlichen Tempel in Zeiten, wo schon Burgen vorhanden waren. Unförmliche Bildnisse endlich von ihren Gottheiten wissen sich auch die rohesten Völker zu machen; wenn die Germanen dergleichen nicht hatten, so beweist es nicht Unfähigkeit, sondern Abneigung oder eine andre Vorstellungsweise. Wenn die Verwandtschaft der persischen und der deutschen Sprache schon oft von den Gelehrten bemerkt worden ist, wenn sich eine ähnliche Uebereinstimmung auch in der Verfassung zeigt, indem wir bei den Persern die Einrichtung des Heerbanns, eines allgemeinen Aufgeboths aller Freien zum Kriegsdienst, eine Art von Lehnsverfassung und einen sehr deutlich hervortretenden Rittergeist bemerken, so darf uns das

Zusammentreffen beider Völker in manchen Stücken des Gottesdienstes und der Naturverehrung nicht mehr befremden.

Von der Religion der Griechen und Römer war die der alten Deutschen, außer der größern Einfalt, vorzüglich durch einen festern Glauben an die Unsterblichkeit der Seele unterschieden. In dem griechischen Volksglauben war der Gedanke einer andern Welt mehr nur ein Schatten wehmüthiger Erinnerung und schwacher Hoffnung, als eine Erwartung von bestimmter Gewißheit. Daher die Scheu der Griechen vor dem Tode, die ängstliche Vermeidung seiner auch nur mit Worten geradezu zu erwähnen. Bei den Germanen vertilgte die gewisse Ueberzeugung eines andern Lebens alle Furcht. Sie waren in diesem festen Glauben in manchen Fällen sogar zum Selbstmorde geneigt. Nicht wie die spätern Römer aus einer falschen Philosophie und Ueberdruß am Leben, sondern in solchen Fällen, wo die Liebe des Vaterlandes und der Freiheit dazu bewegen konnte. So befreiten oftmahls deutsche Frauen, die nach germanischer Sitte dem Kriegsheere gefolgt waren, sich selbst bei unglücklichem Ausgange der Schlacht, wenn Gefangenschaft gewiß schien, und keine Aussicht zur Rettung war, durch den Tod von eigner Hand. Gesandte eines deutschen Volkes, welche von der römischen Treulosigkeit als Geißeln und Gefangene zurückbehalten und behandelt worden waren, entleibten sich selbst, um die Absicht der Römer zu vereiteln, und damit nur die Rücksicht auf sie ihr Volk nicht etwa zu einem nachtheiligen Frieden zwingen möchte. Allerdings dachten sich auch die Deutschen, wie alle heidnischen Völker, das Leben jenseits unter sehr sinnlichen und besonders der Sinnesart der Nation gemäß, unter sehr kriegerischen Farben. Die vorzüglichste Freude der Seligen in Walhalla bestand in kriegerischen Spielen. Bei Tage ergetzten sich die Beglückten an der Jagd oder an Kämpfen aller Art; so wie der Tag sich zum Abend neigte, so wurden die Wunden alle durch Zauberkraft geheilt, die Helden versöhnten sich und setzten sich mit einander zum festlichen Mahle nieder. — Die Ausführung des Gemähldes fällt hier immer der Einbildungskraft anheim; worauf es ankommt, das ist die feste Ueberzeugung von der wirklichen Fortdauer, von einem

Dasein jenseits, freudiger, reiner, dauernder, Gott näher, als das kurze gebrechliche Erdenleben.

Von dem höchsten Wesen, von einem über alle Schicksale und über alle Kräfte der Natur waltenden, gerechten und gütigen Gott, hatten die heidnischen Völker des Alterthums wohl einige Vorstellung, denn zu laut geben die Welteinrichtung und das Gewissen Zeugniß von ihm. Aber es waren nur einzelne verlorne Spuren der Wahrheit, unter viele Irrthümer und Fabeln verwebt. Man darf behaupten, daß die Germanen in dieser Rücksicht einen Vorzug vor den andern Völkern verdienen, die statt der Gottesverehrung und Religion auch nur einen Naturdienst und eine Mythologie kannten. Es scheint dieß besonders aus folgendem Umstande hervorzugehen. Nach deutschen Rechten fand nur in einem einzigen Falle die Todesstrafe Statt; in dem der Treulosigkeit gegen Volk und Staat, gegen den gemeinsamen Bund. Aber nicht der Herzog oder der Fürst, nicht die Versammlung des Adels und des Volks waren es, welche die Strafe bestimmten und verkündigten. Sie mochten wohl über die Schuld berathschlagen und entscheiden; das Urtheil selbst aber ward durch einen vom versammelten Volke und Adel erwählten Priester der Nation gesprochen und festgesetzt, im Nahmen der Gottheit. Nicht der Fürst oder König, Wodan selbst, der Allvater, hatte, wenn man so sagen darf, den ausschließenden Blutbann, das Recht über Leben und Tod. Sie dachten sich also diesen ihren obersten Nationalgott als einen Bestrafer der Untreue, einen Rächer des Meineides. Ein Begriff, sittlicher und würdiger, als das Beste, was man irgend aus dem Volksglauben der Griechen und Römer von ihrem Jupiter würde anführen können, auch da wo sie von diesem nicht bloß fabelhaft reden, sondern mit Annäherung an den erhabenen Gedanken eines Vaters aller Dinge. Jene altdeutsche Vorstellung vom Allvater, als obersten und höchsten Richter und Rächer des Unrechts hat großen Einfluß gehabt auf die sogenannten Ordalien oder Gottesurtheile. Man stellte in Fällen, wo menschliche Klugheit nicht auslangen wollte, die Sache dem Zweikampfe oder einer Prüfung durch Feuer und Wasser anheim, in dem festen Wahn

und Glauben, Gott selbst werde durch den Ausgang für das Recht und die Wahrheit entscheiden. Ein Irrthum und eine Sitte, die sich ungeachtet der Gegenwirkung des Christenthums noch viele Jahrhunderte erhalten hat, und an die wir noch jetzt zu Zeiten, wenigstens auf der Schaubühne, obwohl nicht immer glücklich, erinnert werden.

Wenn wir den Naturglauben und Götterdienst der alten Deutschen von dem der Griechen und Römer sehr verschieden finden, so müssen wir uns aber noch sorgfältiger hüten, nicht die Ansichten und Gebräuche der Germanen, mit denen ganz davon verschiedenen Einrichtungen der Celten und Gallier zu verwechseln.

Ueberhaupt dürfen wir es nicht vergessen, daß die erhebenden und herrlichen Gefühle, mit denen die Verehrung der Natur und ihrer großen Gegenstände und Geheimnisse die Brust der alten Völker erfüllte, auch mit seltsamen zum Theil schrecklichen Irrthümern vermischt waren. Selbst in dem sinnlich schönen Götterdienste der Griechen, war der sittliche Einfluß mancher Vorstellungen und Gebräuche auf das wirkliche Leben, sehr verschieden von dem schönen dichterischen Eindruck, den sie auf uns machen, wo sie als bloßes Spiel der Einbildungskraft wirken. So wie in der ältesten Zeit bei den Griechen, woran die schöne Dichtung von der Iphigenia uns noch erinnert, wie ungleich länger bei den Römern, so fanden auch, obwohl sparsam und nur in seltenen Fällen, bei den Germanen einzelne Menschenopfer Statt. An gewissen Festen der Göttin Hertha, wurden einige Jünglinge und einige Jungfrauen von auserlesener Schönheit (denn eben das Schönste mußte der Göttin und zwar freiwillig zum Opfer fallen), im geheimnißvollen Zuge des Wagens der Göttin in den geweihten Hain, zu dem schauerlichen See geführt, und wurden nicht weiter gesehen. Indessen waren grausame Feste dieser Art nur selten, so wie auch bei den älteren Griechen. Ganz anders bei den Galliern, wo solche Opfer zu Tausenden fielen, der ganze Gottesdienst gleichsam ein fortgehendes Blutvergießen war. Sei es nun der Einfluß phönizischer Colonien, da dieses Volk, so wie die Karthager, zu Menschenopfern besonders geneigt war, sei es die Herrschaft des mächtigen und ehrsüchtigen Priesterordens der Druiden, oder auch die

Wirkung des heftigeren und leidenschaftlicheren Charakters der Nation; kurz der Aberglaube und falsche Gottesdienst der alten Gallier war so blutig, daß man in der ganzen Geschichte kaum noch ein anderes ähnliches Beispiel von gleicher Grausamkeit finden wird, außer in Mexiko, ehe solches die Spanier eroberten. Schwer ward es den Römern, die sonst gegen alle Religion so duldsam waren, durch immer wiederhohlte und geschärfte Gesetze diese Ausartungen zu unterdrücken und den gefährlichen Orden der Druiden zu vertilgen.

Einen Orden der Druiden kannten und hatten die Deutschen nicht, auch keine erbliche Priesterkaste. Die Voraussetzung von Druiden bei den Deutschen ist eines von den vielen Mißverständnissen und Irrthümern, die durch die Verwechslung celtischer und germanischer Sitten und Einrichtungen hervorgebracht worden sind. Da der Götterdienst der Deutschen so wenig mit Ceremonien überladen war, so bedurfte es eines solchen Priesterordens nicht. In den Liedern lebten mit dem Andenken der Helden auch die Vorstellungen und Dichtungen von den Göttern fort. Aber frei ward die Dichtkunst geübt, Barden hatten die Deutschen so wenig als Druiden; Barden d. h. eine von den Priestern ganz abhängige, bestimmte und beschränkte Dichterzunft. Bei den Griechen waren die Sänger unabhängig vom Priesterthum; es wanderten die Künstler umher, alte Sagen zur Freude aller Hörenden singend, wo man es liebte und begehrte. Daher hat sich die Dichtkunst bei den Griechen so frei und so schön entfaltet. Anders war es bei den Römern; das Wenige, was sie von Poesie hatten, ehe sie die Griechen nachzuahmen lernten, war ganz von dem gottesdienstlichen Gebrauch abhängig. Dieß beweisen schon die ursprünglichen römischen Worte für Dichter und Lied. **Vates**, heißt zugleich Dichter und Seher, Priester; **Carmen**, Lied und beschwörende oder jede andere gottesdienstliche Formel. Noch mehr fand diese priesterliche Beschränkung bei den celtischen Völkern statt, indem wir uns ihre Barden nicht anders als ganz abhängig von den Druiden denken dürfen. Wollte man dagegen die ossianischen Gedichte anführen, in denen keine solche priesterliche Beschränkung, ja überhaupt fast gar keine Mythologie sichtbar ist,

so ist darauf zu antworten, daß bei noch unentschiedenem Streit, wie viel oder wie wenig von diesen ossianischen Gedichten echt sei, auf jeden Fall was etwa echt davon sein mag, in solchen Zeiten entstanden ist, wo die ganze celtische Staats- und Priester-Einrichtung schon untergegangen, das Christenthum schon fast allgemein angenommen war, und nur auf einigen Hochgebirgen hier und da noch ein wehmüthiger Nachhall der untergegangenen Vorzeit sich vernehmen ließ. — Nicht in dieser vom Gottesdienst und gottesdienstlichen Gebräuchen allein abhängigen Beschränkung, wie bei den Celten und ältesten Römern, ward die Dichtkunst bei den Germanen geübt; aber auch nicht auf die griechische Weise. Unter allen Helden der griechischen Fabel ist es der einzige Achilles, der selbst die Leier rührt, und am Gestade des Meers den innern Gram durch die eigenen Gesänge bezwingt. Was die griechische Dichtung von diesem einem Liebling rühmt, das war bei den Germanen die allgemeine Sitte; die Helden waren selbst die Dichter. So wie in schon christlichen Zeiten König Alfred zugleich die Dichtkunst übte, als Sänger verkleidet in das Lager der Dänen, um es auszukundschaften, ging, wie der dänische Held Regner Lodbrog im Gefängnisse sterbend den eignen Tod besang, wie Odin zugleich ein König und ein Dichter war, so vieler Beispiele aus der nordischen und deutschen Geschichte und Sage nicht zu erwähnen, wie selbst im deutschen Mittelalter Kaiser und Fürsten sich nicht scheuten, Lieder zu dichten und sich zu den Sängern zu gesellen, so war es auch schon in den ältern Zeiten, wie es durch viele Gründe gewiß wird. Die deutsche Poesie hat sich vielleicht eben deswegen weniger als Kunst entwickelt, als bei den Griechen, wo sie das gleich anfangs ward; aber desto inniger und unmittelbarer war der Einfluß ihrer Naturgefühle auf das Leben.

Die deutsche Mythologie ist verklungen, kaum ist noch ein Schatten der Erinnerung davon übrig; indem etwa nur noch in den englischen und deutschen Benennungen einiger unsrer Wochentage, die Nahmen deutscher Götter, des Wodan vor allen, des Thor und Thyn, und der deutschen Liebesgöttin Freya, sich erhalten haben. — Unrecht aber würde man haben, wenn man

glaubte, daß alle Wirkung und aller Einfluß der alten deutschen Götterlehre mit der Einführung des Christenthums aufgehört habe. Nachdem sie aufgehört hatte, wirklicher Glaube und Gottesdienst zu sein, hat sie noch viele Jahrhunderte in der Poesie des Mittelalters fortgelebt, ja bis auf die neuesten Zeiten, ist alles, was wir in Dichtungen, Begriffen und Gefühlen romantisch, als uns Neuern ganz allein eigen und nicht erst von den Alten nachgebildet, nennen, zuerst und seinem Grunde nach aus diesen Quellen entsprungen. Um so thörichter ist es, wenn einige aus einer vermeinten und falschen Vaterlandsliebe nicht undeutlich den Wunsch äußern, die reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes das Christenthum möchte lieber nicht in Deutschland eingeführt sein, wenn sie es als eine Art von Unglück beklagen, daß die vaterländische Religion, wie sie wähnen, dadurch verdrängt sei. Dieß ist ganz ungegründet; was irgend gut und schön, was in einem gewissen Sinne wahr, was edel und liebenswürdig in der deutschen Götterlehre war, das hat sich in der romantischen Dichtkunst erhalten, lebt noch als Poesie fort. Es verräth aber wenig Kenntniß, ich will nicht sagen der Philosophie und Geschichte, sondern auch des menschlichen Herzens, wenn man nicht einsieht, wie die Götterlehre nicht bloß der Deutschen, sondern aller alten Völker, so schön sie für uns als bloße Poesie ist, in ihrem wirklichen Einfluß und Glauben ernsthaft genommen, nicht nur vieles durchaus Irrige, Schädliche und Unsittliche, sondern auch für das Gemüth innerlich Quälende und Aengstigende enthielt.

Mag man über die Cultur oder Wildheit der Germanen urtheilen wie man will, je nachdem die Begriffe von beiden verschieden sind. Ihre Verfassung verdient unsere volle Aufmerksamkeit; denn sie ist die Grundlage der ganzen neuern Geschichte und europäischen Bildung. Auch werden wir finden, daß so einfach kunstlos, ganz naturgemäß diese Verfassung war, dennoch nicht nur eine hohe sittliche Kraft, sondern auch ein großer Verstand darin lag. Wir dürfen in diesem Stücke schon auf das Urtheil der Römer trauen, die über Gesetzgebung und Verfassung so große Erfahrungen gemacht, so viel darüber nachgedacht hatten. Die Rö-

mer kannten wilde, gebildete und halb gebildete Völker und Staaten genug in allen drei alten Welttheilen, um den Vergleich anstellen zu können. Kaum haben sie der Verfassung irgend eines andern Volks eine solche Aufmerksamkeit geschenkt, als der germanischen. Die staunende Befremdung, mit welcher sie von derselben reden, geht oft in Bewunderung über. Das Wesen dieser Verfassung bestand in der höchsten Freiheit der Einzelnen, bei der festesten Vereinigung Aller. Jeder freie Mann war ganz frei und selbstständig, in gewissem Sinne sein eigener Herr; hatte thätigen Antheil an der Kraft des Ganzen, an der Gewalt des Bundes. Er hatte das Recht, gewaffnet in der allgemeinen Versammlung zu erscheinen, wo über die Gegenstände des Bundes berathschlagt und entschieden ward, wo aus den adelichen Geschlechtern die Grafen oder Richter über einen Gau erwählt wurden; damahls noch kein erblicher Vorzug, sondern eine persönliche Würde. Diese für den Frieden; in Kriegszeiten vor allen ein Heerführer des Bundes, des bewaffneten Volkes, oder nach der alten Benennung, ein Herzog. Dieser aber ward, wie Tacitus erinnert, nicht nach der Geburt, sondern nach dem Verdienst gewählt. — Außer den freien Männern gab es also einen Adel; bei den Berathschlagungen auf den Land- und Bundestägen hatte dieser den Vorrang und ersten Vorschlag, obwohl auch die freien Männer Antheil daran nahmen. So finden wir schon hier den ersten Keim von zwei Abtheilungen und Kammern der versammelten Staatskraft, und lernen diese gepriesene Einrichtung als eine ursprünglich germanische kennen. Ob für den Adel auch im Kriegsdienst ein Unterschied Statt gefunden, wird nicht bestimmt gemeldet; es ist aus folgendem Umstande wahrscheinlich. Die Römer führen als eine besondre Eigenthümlichkeit der deutschen Kriegsweise die Sitte an, nach welcher Reiter und Fußvolk bei ihnen vermischt und verbunden waren; jeder Reiter hatte seinen leichtbewaffneten Mann bei sich, der ihm in der Schlacht auf alle Weise zu Handen war und zu Hülfe kam. Cäsar, der große Kenner, fand nach der damahligen Bewaffnungs- und Kriegsart diese Einrichtung sehr vortheilhaft und führte sie in seinem Heere ein, und vorzüglich ihr und den

germanischen Hülfsvölkern glaubte er selbst den Sieg in der pharsalischen Schlacht um die Weltherrschaft zu verdanken. Wen erinnert diese altgermanische Einrichtung nicht an die Kriegsart des Mittelalters, wo der schwerbewaffnete Ritter Fußknechte zur Bedienung und Mithülfe bei sich führte? Die Natur der Sache scheint es mit sich zu bringen, daß der Kämpfer zu Pferde den Vorrang hatte vor den Gehülfen zu Fuß, und so mochte schon damahls, wie späterhin, der Dienst zu Pferde vorzüglich, wo nicht ausschließend, die Bestimmung und das Vorrecht des Adels sein. Mehr nur in solchen Vorrechten und in dem Ruhme des Geschlechts, dem Andenken ausgezeichneter und besungner Vorfahren, bestand wohl der Vorzug des Adels, weniger in großem Reichthum.

Fürstengeschlechter mit sichtbarer Erblichkeit werden schon früh bei den Germanen erwähnt. Die Vermuthung eines erblichen Königthums, das wir später allgemein eingeführt finden, wird in früheren Zeiten noch dadurch bestärkt, daß in der deutschen Erbfolge überhaupt das Recht der Erstgeburt galt. Doch mochte bei den Fürsten und Königen diese anfangs nicht immer ausschließend entscheiden; sondern auch Wahl unter mehreren Mitgliedern eines fürstlichen oder königlichen Hauses Statt finden. Auch die Macht des gewählten Herzogs mochte oft dem erblichen Vorrechte des Fürsten Schranken setzen. Das Verhältniß der freien Männer kann man sich am deutlichsten machen, wenn man sich die Einrichtung der schweizerischen Alpenländer, oder weil jene Freiheit auch mit einem erblichen Adel und Königthum vereinbar ist, die in dem schwedischen Dalecarlien, überhaupt solche Länder vor Augen stellt, wo auch der Bauer ein Landstand ist, das Recht hat, die Waffen zu tragen, und auf den Landtägen an den öffentlichen Berathschlagungen Antheil zu nehmen. Doch gilt dieses nur für den unabhängigen Hausherrn und Eigenthümer des Hofes, der, wenn gleich keine große Anzahl, doch einige Dienstleute besitzen wird, zur Mithülfe und Besorgung der Wirthschaft; und genau so war es auch bei den alten Deutschen. Das Verhältniß, wo alle Bewohner einer ganzen Gegend einem Grundherrn unterthänig oder leibeigen sind, muß man hier noch nicht hineintragen,

es hat sich erst viel später entwickelt. Auch dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß das Loos dieser dritten und letzten Classe von Menschen, bei den Deutschen ungleich gelinder war, als das der Sklaven bei den Römern und Griechen. Bei den kriegerischen Gränzvölkern am diesseitigen Rheine, waren es vorzüglich Kriegsgefangene, die als Dienstleute zum Ackerbau gebraucht wurden.

Adel also und Freiheit waren die Grundvesten der ältesten deutschen Verfassung; ein Adelstand und ein Stand der Freien unter gewählten Herzogen oder erblichen Fürsten, diese enthalten den ganzen Umfang des deutschen Staats. Aber welch ein Adel und welch eine Freiheit, wenn wir ihn mit dem despotischen, drückenden, habsüchtigen Adel in Sparta, oder dem alten Rom, mit der tumultuarischen Freiheit der kleinen griechischen Staaten vergleichen! — Ein Adel auf milden Vorrang und allgemeine Freiheit, eine Freiheit auf Ehre, Tugend und Bundestreue gegründet. Bei keinem andern Volk findet man den Adel, diesen ersten aller Stände, diese Grundlage jener ständischen Verfassung, dieses erste und wesentlichste Natur-Element des wahren Staats, mit so großen und starken Zügen gezeichnet, und in so reinen Verhältnissen, wie bei den Germanen. Schon darum ist ihre älteste Geschichte so lehrreich. Wie späterhin die Geistlichkeit als ein zweiter Stand hinzugekommen, dann sich der dritte Stand entwickelt, in der neuesten Zeit endlich noch mehrere Abtheilungen und kunstreichere Verhältnisse entstanden sind, das wird die Folge der Geschichte zeigen. In dieser Hinsicht kann man sagen, die deutsche Geschichte, von der ältesten bis auf die neuesten Zeiten, sei eine natürliche und höchst lehrreiche Theorie des wahren Staats, d. h. der ständischen Verfassung. Statt des erträumten Naturstandes sehen wir einen wahrhaften Naturstaat in der germanischen Adelsverfassung, denn ganz einfach und bloß naturgemäß war die ganze Staatseinrichtung und Gesetzgebung. Jeder freie Mann hatte gegen andre Einzelne das Recht der Selbsthülfe, ja im Falle der Zwist bis zum Todschlag geführt hatte, war die Blutrache nicht bloß ein Recht, sondern die Pflicht des nächsten männlichen Er-

ben oder Schwertverwandten. Der Staat, und im Nahmen desselben der Graf, trat gleichsam nur als Schiedsrichter zwischen die streitenden Gegner ein, um durch ein Wehrgeld und andre Sühnungsmittel, wie es Sitte, Herkommen und Gesetz bestimmten, weiteres Unglück zu verhüthen und die Eintracht wieder herzustellen. Aus diesem uralten Rechte der Selbsthülfe entsprangen die vielen kleinen Befehdungen des Mittelalters, und noch bis auf unsere Zeit hat sich daher in den meisten europäischen Ländern die den Alten unbekannte Sitte des Ehrenzweikampfs erhalten.

Allerdings ward jene Freiheit der Einzelnen oft der Einheit und Ruhe des Staats und der Nation nachtheilig; wenn wir aber die Mißbräuche, welche die Gesetzgebung in Jahrhunderten nicht ausrotten oder auch nur mildern konnte, gern als Mißbräuche anerkennen, so wollen wir doch nicht vergessen, daß die Entwicklung des herrlichen Gefühls der Ehre, durch Gesetze beherrscht, eine der schönsten und wesentlichen Eigenheiten der neuern europäischen Bildung sei, und daß dieß eben die schwere Aufgabe der Staatskunst sei, die Ordnung und Einheit der Kraft des Ganzen mit der höchstmöglichen Freiheit der Einzelnen zu verbinden.

Auch dürfen wir wegen dieser Freiheit der Einzelnen gegen Einzelne nicht glauben, daß alles ganz ungebunden und zügellos war. In einem Falle waren die Gesetze sehr streng: in allem, was auf den Staat und den allgemeinen Bund Bezug hatte. Hier galt der Grundsatz, Einer für Alle und Alle für Einen, auf Leben und Tod. Jede Treulosigkeit und Verletzung der Bundespflicht wurde mit dem Tode bestraft, desgleichen Feigherzigkeit. Wer den Schild verloren hatte, fiel in die Acht, ward ehr- und rechtlos. Ein nicht bloß vorausgesetzter, sondern wirklich geschlossener Bund war die Staats- und National-Einheit. Jedes Volk war eine Eidgenossenschaft, wie wir es nennen würden. So wie die Schweizer in neueren Zeiten in einen freien Verein zusammentraten, zu gegenseitigem Schutz und Wehr, und eben durch diesen Bund erst ein Volk wurden, so war es in jenen alten Zeiten. Die Römer nennen uns eine Menge einzelner deutscher Völkerschaften; oftmahls mögen unter einem solchen so-

genannten Volke nur die Bewohner eines abgesonderten Landstrichs, eines oder mehrerer Gauen gemeint, die Benennung der entfernteren Völker im Innern nach bloßem Hörensagen ziemlich verworren aufgezeichnet, einige Volksnahmen aus bloßem Mißverständniß durch Unkenntniß der Sprache entstanden sein; wo aber die römischen Beschreiber aus der Anschauung und mit genauer Kenntniß, besonders von größern deutschen Nationen in ihrer Nähe, an den Rheingränzen reden, da ist es leicht zu bemerken, daß unter denen von ihnen sogenannten Völkern, solche Eidgenossenschaften und Bundesvereine zu verstehen seien. So war die schwäbische Eidgenossenschaft besonders mächtig und den Römern anfangs furchtbar; nicht minder der Bund der Hessen. Beide sind noch jetzt meistens in denselben Wohnsitzen, wie ehemahls, als besondre deutsche Völker vorhanden, durch manche Eigenheit kenntlich von den übrigen unterschieden. Der Bund der Cherusker im nördlichsten Deutschlande ward durch ihren Fürsten und Herzog Herrmann merkwürdig. Selbst die Benennung der Germanen ist von dieser Einrichtung hergekommen, indem die Römer diesen Nahmen von einer deutschen Völkerschaft, bei der sie diese Einrichtung zuerst bemerkten, auf mehrere andre und endlich auf alle übertragen haben. In neuern Zeiten haben die Geschichtforscher für jenen uralten Bundesverein und deutsche Sitte der Eidgenossenschaft das Wort Herrmannie aufgebracht, in Beziehung auf die Benennung der Germanen. Genauer angemessen aber wäre es wohl, das Wort Germanen in unsrer jetzigen Sprache durch Wehrmannen zu übersetzen; unser Wehr, was Vertheidigung und Waffen bedeutet, ist ursprünglich dasselbe Wort, wie das englische war, von dem das französische und italienische guerre und guerra nur durch eine andre Aussprache verschieden sind; unstreitig das Stammwort, von welchem Germanen herkommt. Also Wehrmannen bedeutet es, d. h. nicht bloß Kriegsmänner, sondern die zu gegenseitigem Schutz und Wehr Verbündeten, die Gemeinde der Eidgenossen. Das Einzige, was man bei diesen Völkerbündnissen vermißt, ist, daß nicht alle deutsche Nationen gleich in einen großen Bund zusammentraten.

Es konnte dieß nicht auf einmahl bewirkt werden; waren ja die Deutschen, wie alle europäischen Staaten, ursprünglich in lauter kleine Völkerschaften und Staaten zersplittert. Erst das Bedürfniß bei umfassendern Kriegsunternehmungen, besonders in dem schweren Kampf gegen die Römer, führte zu größeren Nationalvereinen. Wie die einzelnen deutschen Völker immer mehr in Verbindung getreten, wie endlich eine große deutsche Nationaleinheit zu Stande gekommen und sich während eines Jahrtausends theils erhalten, theils nach vorübergehenden Erschütterungen mehr als ein Mahl wieder hergestellt worden; das ist der Inhalt der neuern Geschichte.

Außer diesem Volksvereine, dem eigentlichen Wesen und Grunde des Staats, fand noch eine andre Verbindung bei den alten Deutschen Statt, die freier war, mehr nur für die Einzelnen galt; dieß war jene eigenthümliche Waffenfreundschaft, deren schwärmerische Treue uns die Römer mit Bewunderung und nicht geringem Befremden schildern. Krieger verbanden sich aus Freundschaft, vereint mit einander zu leben und zu sterben, Sieg oder den Tod zu theilen. Besonders an mächtigere und fürstliche Helden schlossen sich Ruhmbegierige an, als freie Gehülfen und Edeldiener. Die Treue war so groß, daß kaum ein Beispiel gefunden ward, wo das Gefolge seiner Getreuen den Tod des Waffenbruders oder Waffenherrn überlebte. Aus dieser kriegerischen Freundschaft und Verbindung ist die ganze Lehnsverfassung hervorgegangen. Der fürstliche Anführer mußte für seine Getreuen sorgen; an diese vertheilte und vergab daher der deutsche Eroberer ganze Länder, für die Fortdauer der gleichen Treue und edlen Dienste. Die Lust zu kriegerischen Unternehmungen ward dadurch nicht wenig erregt, eben daher auch der Rittergeist durch nichts so sehr entwickelt, als durch diese Einrichtung; denn hier ward der Krieg nicht erst vom versammelten Volk und Adel beschlossen. Auch wenn der Bund Frieden hatte, der Führer aber zu irgend einer kleineren kriegerischen Unternehmung Muth und Lust fühlte, ward das Abenteuer kühn begonnen und bestanden. Die Lehnsverfassung hat viele und große Mißbräuche in ihrer Entartung herbeigeführt; desfalls darf man

den ersten edlen Ursprung so wenig verkennen, als die großen und herrlichen Wirkungen, welche der Rittergeist hervorgebracht hat. Wirkungen, die noch nicht ganz erloschen sind, und von denen man nicht wünschen darf, daß sie jemahls ganz verschwinden möchten.

Nebst dieser schwärmerischen Waffenfreundschaft scheint nichts so sehr die Aufmerksamkeit und das Erstaunen der Römer erregt zu haben, als die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen, das hohe Ansehen, welches die Frauen bei ihnen genossen, die Ehre und die Freiheit, in welcher sie lebten. Auch in diesem Stücke werden wir den ersten Ursprung von dem, was die Sitten und die Bildung der Neuern in der geistigen Liebe, in der freiern und feinern Geselligkeit, in der höhern Ausbildung des weiblichen Geschlechts, so vortheilhaft unterscheidet, bei den alten Germanen finden.

Einigen Einfluß auf die ganz andern Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Deutschen mag man selbst dem Klima zuschreiben. Daß das deutsche Klima auf die Gesundheit, ja auch auf die Schönheit der Gestalt nicht nachtheilig wirkte, das dürfen wir aus den Beschreibungen der Römer wohl schließen. Indessen war die Entwicklung, besonders des weiblichen Geschlechts, in dem kältern Himmelsstrich nicht so frühzeitig als in heißern Ländern. Die späten Heirathen der Deutschen erregten die besondre Aufmerksamkeit der Römer. Tacitus sagt, sie hätten geglaubt, diese Sitte sei nothwendig, um die Stärke des Stammes zu erhalten. Gewiß ist, daß diese Sitte zu dem freiern Verhältnisse, zu dem höhern Ansehen der Frauen wesentlich beitragen mußte. Wo die körperliche Entwicklung, wie in manchen südlichen Ländern Asiens, so frühzeitig ist, daß die Heirathen gleich an die Kindheit gränzen, wo die Frauen schon im zartesten Alter Mütter werden, da kann die Wahl für das Leben keine freie Wahl sein, da stehen, wenn auch noch das Gesetz die Vielweiberei erlaubt, der vollen Entwicklung der Seelenkraft beim weiblichen Geschlechte, und der ihm von der Natur gebührenden Würde, große fast unübersteigliche Hindernisse entgegen.

Zwar erhielt auch bei den Deutschen die Frau keine Mitgift; vielmehr mußte, wie bei den meisten alten Völkern, der Anwerber dem Vater ein Geschenk, gleichsam als Lösegeld, darbringen. Man darf deßfalls nicht voraussetzen, der Vater habe seine Tochter wie ein Eigenthum verkauft. Es fand ein großer wesentlicher Unterschied Statt zwischen der asiatischen und der germanischen Sitte. Dort ist es Gesetz, daß der Mann die Braut nicht eher sehen soll, als die Heirath schon wirklich abgeschlossen ist; in Deutschland war es vielmehr Sitte, daß der Jüngling und die Geliebte sich kennen, daß ein längerer freundschaftlicher Umgang der Verbindung vorausgehen mußte. Freie Wahl schloß die Verbindung und diese freie Wahl vorzüglich, nicht die Einfalt der Sitten allein war es, weßhalb die Römer die Ehen der Deutschen in ihrer Strenge und glücklichen Eintracht so ganz anders fanden, als sie es bei sich gewohnt waren.

Wenn Entführungen bei den Deutschen schon in alten Zeiten häufig waren, wenn selbst Herrmann seine Thusnelda geraubt hatte, so dürfen wir nicht annehmen, daß ihrer Neigung dadurch Gewalt geschehen sei; nur der Vater war und blieb sein Feind, und das mochte bei dem angeführten Verhältniß oft der Fall sein, daß die Forderungen des Vaters den Liebenden und ihrer Wahl entgegen standen, und er den Bund nicht bestätigen wollte, den freie Neigung geschlossen hatte. Auch die Morgengabe welche die Frau erhielt, ist merkwürdig; es gehörte dazu ein Schlachtroß, Schild und Waffe. Ich möchte nicht voraussetzen, daß dieß ganz allgemein gewesen sei; es fand wohl nur vorzüglich bei den adelichen Geschlechtern Statt, und dieses Geschenk war nicht bloß sinnbildlich gemeint, sondern zum wirklichen Gebrauch bestimmt. Die Frauen folgten dem Heere im Kriege, sorgten für die Verwundeten, sie haben oft die schon wankende Schlacht wieder hergestellt, bei ganz unglücklichem Ausgang durch einen freiwilligen Tod den erstaunten Römern mehrmahls ein nie gesehenes Beispiel hohen Muthes gegeben.

So theilten bei diesem Volke die Frauen alles was groß

und ehrenvoll war, selbst das, worin der Mann die höchste Bestimmung, den Stolz und die Freude seines Lebens fand.

* * *

Um ein gedrängtes Gemählde der Geschichte vor Augen zu stellen, ist es unvermeidlich, Thatsachen, die längst bekannt sind, von Neuem zu berühren; das einzige, was dem Darsteller bei dieser Schwierigkeit dennoch Vertrauen einflößen kann, ist, daß die schöne Erinnerung der Vorzeit, die großen Gegenstände der Geschichte einen unvergänglichen Reiz in sich tragen, daß sie in einem gewissen Sinne immer neu bleiben, in ein um so helleres Licht vor uns treten, je mehr sich unser eigenes Leben erweitert. Wie die Vergangenheit allein uns die Gegenwart ruhig ins Auge fassen lehrt, so erleuchtet eine reiche Gegenwart auch auf mannichfache Weise das Dunkel der Vergangenheit; wie manches sonst unverstandene Blatt der Geschichte steht nur seit den Begebenheiten der letzten Jahre, in einer ganz neuen Klarheit vor uns! —

Man denkt sich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberschwemmung zahlloser Barbarenschwärme, da von der östlichen Gränze China's bis an die westlichen Ufer von Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkührliche Bewegungslust, ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derselben begonnen habe, wodurch zuerst die alte Cultur zerstört, und dann die Barbarei des Mittelalters herbeigeführt worden sei. Nach der Wahrheit und im Zusammenhange der Geschichte sieht diese Begebenheit ganz anders aus. Zuerst ging sie eigentlich nur zwischen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutsche, unmittelbar aus Asien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war so wenig zahlreich, ihr Einfluß so unbedeutend, daß auch ohne sie die Entwicklung dessen, was schon so lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen eben so Statt gefunden haben würde. Kaum ist eine andre große Weltbegebenheit so lang-

sam, Jahrhunderte hindurch vorbereitet worden, so allmählig und stufenweise zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. die bewaffnete Ansiedlung der Germanen in den Provinzen des römischen Reichs, und die endliche Besitzergreifung der vier vornehmsten großen Provinzen im westlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte diese Begebenheit zwei einfache große Ursachen. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnsitzen, bei steigender Bevölkerung, ein Bedürfniß Colonien auszusenden, um sich eines Theils ihrer Bevölkerung zu entledigen. Nach welcher Richtung sie nun Wohnsitze suchten, im Westen, Süden oder Südosten, so stießen sie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederhohlten Kriege zwischen den Germanen und den Römern, die von der Erscheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Christi Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünf hundert Jahre gedauert haben. Schon jene ersten nordischen Fremdlinge, welche Rom in so großes Erstaunen setzten, forderten nichts als Wohnsitze. Nicht zerstörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, sondern Ansiedlung war ihr Zweck; mit Güte, oder wenn diese kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienst, nach der allgemeinen deutschen Sitte, das war, was sie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz sollte man ihnen abtreten, dagegen wollten sie dann treu verbündet das allgemeine Aufgeboth ihrer Mannschaft zum gemeinschaftlichen Kriegsdienst stellen; als bewaffnete, kriegerische, zuerst aber doch immer friedlich unterhandelnde Ansiedler, kamen auch sie schon, so wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römischen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der spätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiser sich glücklich geschätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine so herrliche Verstärkung für sein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbrischen Kriege, als das südliche und westliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es diesen Völkern auch

leicht geworden sein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnsitze zu finden. Jetzt aber, da sie auf das mächtige Rom, in seiner vollsten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtlosen Siegen der überlegenen Kriegskunst unterliegen; sie wurden vernichtet.

Dieselbe Ursache einer im Vergleiche mit dem Ertrage des Landes zu stark anwachsenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geschichte in diesem Falle vollkommen beistimmt, in ihre jetzigen Wohnsitze geführt. — Was jene steigende Bevölkerung und das daher entstehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an sich Unwahrscheinliches darin. Wenn das mittlere und südliche Deutschland damahls, wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deswegen der Ackerbau in diesem Erdstrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet gewesen sein mag, so gilt dieß keinesweges von dem nördlichen, der Küste näher liegenden Theil von Deutschland, wie schon früher bemerkt worden ist. Es war der Ackerbau in diesen nördlichsten Wohnsitzen der Deutschen verbreitet, die Bevölkerung konnte stark, und verhältnißmäßig zu groß sein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem gesunden und fruchtbaren Menschenstamme, und bei einem durch die Natur beschränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüßigen Bevölkerung sich in Auswanderungen, oder auf andre Weise als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutschland scheint dieß jetzt nicht der Fall zu sein; aber wie sehr hat sich auch nicht seitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweise, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Ursache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erschlaffung, und die immer schlechter werdende Verfassung des römischen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und schon

dadurch der Ankunft und der Besitzergreifung der bewaffneten nordischen Ansiedler entgegen kam, und sie auf jede Weise begünstigte. —

Ich kehre zurück zu dem Faden der Geschichte; aber nur diejenigen Begebenheiten, nur die Charaktere werde ich erwähnen, die Epoche gemacht haben, denn diese sind es, welche den Geist der Zeit darstellen. Es ist mein Wunsch und mein Ziel, nicht die ganze Reihe und Folge dessen, was geschehen ist, noch einmahl zu wiederhohlen, sondern über bekannte Thatsachen neue Betrachtungen zu veranlassen.

Das zweite Mahl trafen die Römer mit den Deutschen zusammen bei Cäsars blutiger Eroberung von Gallien, die ihm als Grundlage und Stufe zum Thron der Alleinherrschaft den Weg bahnen sollte. Der schwäbische König Ariovist, dem die Römer nach ihrer Weise schon früher die sehr bedeutende, immer folgenreiche, oft gefährlich entscheidende Benennung eines Freundes des römischen Volks gegeben hatten, war durch Bündniß mit einem gallischen Volk dort angesiedelt. Cäsar führte Krieg gegen ihn, nöthigte ihn zum Rückzuge, und streifte in Deutschland, welches er zuerst als Augenzeuge beschrieben hat. Aber nicht auf die bessere Bewaffnung des Heeres und seine überlegene Kriegskunst allein verließ er sich; gegen einige deutsche Völkerschaften führte er den Krieg auf eine so treulose und zugleich grausame Weise, daß, als er Dankfeste im Senat für die erfochtnen Vortheile begehrte, dieses Gesuch verworfen ward, und die ihm nicht günstig waren, besonders Cato, darauf antrugen, daß er zur Ehre des römischen Nahmens jenen deutschen Völkern ausgeliefert werden sollte.

Sehr verschieden war die Weise, wie die Römer die überwundenen Völker behandelten. Die Griechen, so wie alle griechisch-asiatische Reiche schonten sie, einzelne Gewaltthätigkeiten abgerechnet, und täuschten sie auf alle Weise durch einen Schein von Freiheit und von Fortdauer ihres alten National-Daseins. Gegen die westlichen nordischen Völker in Spanien und Frankreich führten sie einen Vertilgungs-Krieg; kaum wird die Geschichte einen blutigern Krieg nennen können, als den, durch welchen Cäsar Gallien endlich ganz eroberte. Um die Lücken zu ersetzen, nahmen die

Colonien ihre Richtung vorzüglich hierhin. Die Geschichtschreiber erzählen uns meistens nur von Schlachten oder von den Verhältnissen der Gewalthaber, von ihren Tugenden und Fehlern, ihren guten und bösen Eigenschaften, so wie sie dieselben finden und beurtheilen; die stillen Wirkungen des bildenden Geistes und Fleißes werden mit Stillschweigen übergangen, bis endlich nach Jahrhunderten vielleicht ein großes Resultat dieser verborgenen Thätigkeit mit einem Mahle unser Auge überrascht. Wie lehrreich würde es nicht sein, wenn wir ein ausführliches Gemählde davon hätten, wie Frankreich und Spanien durch Colonien und den Einfluß des herrschenden Hauptlandes in kurzer Zeit so ganz römisch geworden ist, als es selbst die Sprachen jener Länder beweisen. Nur die Art, wie zu neuerer Zeit in Mexico und Peru auch nach einem blutigen und fast vertilgenden Krieg gegen die Urbewohner, durch stete Einwanderungen aus dem Mutterlande, ein wahrhaftes Neu = Spanien, spanisch in Sprache, Sitten und Stammesart, blühender vielleicht als das Mutterland, entstanden ist, läßt sich damit vergleichen. Die steten Bürgerkriege der Römer, die Verfolgungen unter den Kaisern, mochten dazu beitragen, daß viele die Ruhe der Provinz, und den sichern Gewinn der Landwirthschaft oder des Verkehres in kleinen Städten, dem gefährlichen Gewirre der Hauptstadt vorziehend, Italien verließen, und sich in jenen neurömischen Ländern ansiedelten.

Gegen die Deutschen schwankten die Römer zwischen ihren beiden verschiedenen Kriegssystemen. Anfangs mochte die Hoffnung und die Absicht sein, die Deutschen zu unterjochen, ja zu vertilgen, wie die Gallier, wenigstens ihre Verfassung, Sitten und Sprache, kurz, das, was sie zu Deutschen machte. Bald aber, schon unter Augustus, ganz entschieden unter Tiberius, ward es anerkannter römischer Staatsgrundsatz: man solle die Deutschen nicht durch stete Angriffe zum Krieg reizen, sondern nur die Uneinigkeit unter ihnen erhalten und vermehren, sich eine Parthei im Lande machen, einzelne Mächtige durch Ertheilung von Ehrenwürden, durch den Aufenthalt in der Hauptstadt und den Genuß ihrer Verführungen zu gewinnen und zu entnerven suchen.

Als der wichtigste und größte Charakter des ganzen germanischen Zeitalters erscheint Herrmann; vielleicht weil wir ihn, Dank sei es der Meisterhand des großen Römers, der ihm seine Bewundrung nicht versagen konnte, besser und vollständiger kennen, als jeden andern Helden dieses Zeitalters; aber auch deswegen, weil wir die innere Beschaffenheit und das höchste Streben dieser ganzen Zeit, in ihm am deutlichsten ausgedrückt sehen; wie schwer nähmlich den Germanen ihr Kampf um die Freiheit gegen die Römer ward, welche Hindernisse der Held des Vaterlandes bei seinem eigenen Volke fand, welche Standhaftigkeit und Gesinnung endlich es war und es sein mußte, durch welche es ihm dennoch gelang, zwar nicht durch glänzende Siege und Eroberungen die völlige Oberhand zu behaupten, aber doch eine Schutzwehr der Freiheit für die Zukunft zu retten, und durch die Aussaat großer Anstrengungen und Erinnerungen in den Gemüthern seines Volks einer glücklichern Zeit vorzuarbeiten.

Die ganze Kraft des unermeßlichen Reichs, das in seiner Hand zuerst vereinigt war, wandte Augustus vornehmlich gegen die Deutschen. Im Süden gelang es ihm, die Donau als Gränze festzusetzen. Dadurch kamen mehrere halb und ganz germanische Völker unter römische Bothmäßigkeit. Weniger glücklich waren seine Unternehmungen im Norden; zwar ward das Land zwischen dem Rhein und der Elbe auf einige Jahre römisch; als aber Varus, gegen alle Klugheit, römische Gesetze und Unterdrückung zu voreilig hier einführen wollte, so erfolgte die berühmte Niederlage, bei der von Seiten des Herrmann mehr als der Sieg, die vollkommene und tief durchdachte Vorbereitung des großen Entwurfs, und im entscheidenden Augenblick die rasche und vollständige Ausführung zu bewundern ist.

Herrmanns Haus war vom Augustus begünstigt worden; er selbst hatte als Anführer der cheruskischen Völker im römischen Heere gedient. Er kannte die Kriegskunst der Römer, ihre Sprache und Bildung; seine Gesinnung blieb unverändert dem Vaterlande zugewandt. Nicht irgend eine gemeinere Triebfeder, sondern allein die klare Ueberzeugung von dem, was Deutschland

heilsam und zur Rettung nothwendig sei, hat seinen Haß gegen Rom entflammt. Als großen Feldherrn bewährte er sich besonders in dem Kriege gegen Germanicus, einen Gegner, der seiner würdig war. Es drang derselbe mit einer großen Uebermacht wohl in das innere Deutschland vor, rühmte sich oder glaubte auch mehrere Schlachten gewonnen zu haben, aber immer stand Herrmann wieder schlagfertig da, und es endigten sich die angeblichen Siege mit einem Rückzuge, auf welchem die Römer stets beunruhigt, ja verfolgt wurden, und mit dem Geständnisse des Geschichtschreibers von der Größe des Verlustes, und daß Herrmann wohl in Schlachten, aber nie im Kriege besiegt worden sei.

Deutschland blieb von dieser Seite frei; indessen war der Kampf schwer gewesen, ein Theil des Landes verwüstet worden. Herrmann hatte eingesehen, woran es eigentlich, um den Römern sicher unbezwinglich zu bleiben, gebreche; an einem allgemeinen Vereine und festen Zusammenhalten der verschiedenen deutschen Völker. So entspann sich der Krieg gegen Marbod, den König im südlichen Deutschland, der im Frieden mit den Römern, bei dem Kampfe für das Vaterland gleichgültig geblieben war. Marbods den römischen Sitten nachgebildete Herrscherweise war verhaßt; er mußte fliehen, und beschloß sein Leben, es von römischen Wohlthaten fristend, unrühmlich nach achtzehn Jahren zu Ravenna. Wenn Herrmann späterhin des Strebens nach der Alleinherrschaft beschuldigt ward, wenn er durch den Haß der eigenen Verwandten, den Neid der andern Fürsten fiel; so dürfen wir nach dem Gehalt und Geist seines Lebens wohl voraussetzen, daß er nicht für sich mehr, als Rechtens war, begehrte, sondern vielmehr, daß er nur eine vollkommnere Verbindung und Einheit der deutschen Nation, weil er durch Erfahrung gesehen hatte, woran es fehle, zu Stande zu bringen wünschte, und daß wahrscheinlich eben darin seine große Absicht verkannt ward.

Herrmann gehörte nicht zu denen Helden, die von eigenem Genuß und Ruhm berauscht, nur ihren unbegränzten Begierden und dem reißenden Strome ihres Glücks folgen, sondern vielmehr zu denen, die, ein großes Ziel der öffentlichen Wohlfahrt als ihren

Beruf und hohe Pflicht erkennend, gegen den Strom einer verderblichen und gefährlichen Zeit, und gegen die Uebermacht ruhmvoll kämpfend, ihr ganzes Leben in steter Anstrengung und Entsagung aufopfern. Sein eigner und seiner Frauen Bruder, beide lebten dem Vaterlande entfremdet unter den Römern. Der seine, Flavius, dessen deutscher Nahme sich nicht erhalten hat, trug selbst die Waffen gegen ihn; Siegmund aber, Thusnelda's Bruder, bekleidete die Würde eines römischen Priesterthums in der Colonie der Ubier. Schwankend in seiner Gesinnung zwischen Roms Glanz und der Stimme des Vaterlandes, warf er beschämt die trügerischen Ehrenzeichen der Fremdlinge von sich, als Herrmann Deutschland befreit hatte; später doch dem Segest auf der Römer Seite folgend. Feind war dem Befreier unversöhnlich Segest, der Vater seiner Gemahlin. Selbst der Oheim, der so lange mit ihm vereint gefochten hatte, trat endlich ab, aus Neid über den Vorrang, den der jüngere Kriegsheld als Feldherr durch den Ruhm seiner Thaten und als gewählter Heerführer der Nation doch haben mußte. Seine Thusnelda mußte er gefangen wissen, den Triumphzug des stolzen Römers zierend. Endlich ward ihm noch das Bitterste zum Lohn, entschiedener allgemeiner Undank des eignen Volks! Einer der deutschen Fürsten sandte sogar Bothschaft an den Kaiser Tiber, daß er ihm Gift, damahls in Deutschland noch unbekannt, senden möge, um den Befreier des Vaterlandes, was er offen im Kriege nicht vermochte, heimlich aus dem Wege zu räumen. Selbst Tiber beantwortete dieses Ansinnen, zu dem ein deutscher Fürst sich erniedrigt hatte, Roms alter Würde gemäß.

Erst nach seinem Tode wurden Herrmanns Thaten, durch ihre unermeßnen großen Wirkungen, mit dem schönsten Erfolge gekrönt. Wohl mit Recht war es, daß die deutschen Völker, als mit dem Tode auch der Neid erloschen war, den Ruhm des Helden in vielgesungnen Liedern verherrlichten; und nicht ohne Grund, daß auch alle neuern vaterländischen Geschichtschreiber und Dichter immer auf Herrmann zurückkommen. Als der Erhalter, der wahre Stifter und zweite Stammvater der deutschen Nation und ihrer Unabhängigkeit, ist er auch als der Anfang und Begründer

der gesammten neuern Geschichte, der freien europäischen Verfassung und Bildung anzusehen; denn ohne ihn, ohne seine Thaten und seine Standhaftigkeit wäre das alles nicht geworden; und so darf man sagen, daß Herrmanns kurzes, mühseliges, mit Kampf und Leiden erfülltes Heldenleben, größere Folgen gehabt, tiefer gewiß aber dauernder in die Weltgeschichte, eingewirkt hat, als Alexanders glänzende Eroberungen und Cäsars blutige Siege.

Der erste unserer vaterländischen Dichter hat unserm Helden ein schönes Denkmahl in einer Reihe von dramatischen Darstellungen errichtet. Achtungswerth bleibt dieses Dichterwerk nicht nur wegen seiner vaterländischen Gesinnung und durch die Hoheit und Würde, die alle Klopstockschen Werke unterscheidet, sondern durch viele einzelne große und rührende Züge. Nur in Einer Eigenschaft ist es sonderbar; es ist diese Verherrlichung des Ersten aller deutschen Helden, mehr mit dem Geist und in dem künstlich gedrungenen, scharfen, sentenzenreichen Styl des Seneca, oder überhaupt eines Römers geschrieben, als mit der kunstlosen Freude und Liebe, die uns zu Herrmanns Deutschen, und in die Einfalt der damahligen Zeit zurückführen könnte.

Nach Herrmann nimmt der große batavische Aufstand unter Civilis in den römischen Geschichtsbüchern eine wichtige Stelle ein. Der Ausgang dieses merkwürdigen Volkskrieges, dessen eigentliche Seele die begeisterte Seherin Velleda war, ist nicht ganz bekannt. Gewiß ist, daß die batavischen Völker, wenn gleich unter römischer Oberherrschaft, die Unabhängigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Sitten und Sprache behaupteten, daß sie Deutsche blieben. Eben dieß ist von den Völkern südlich der Donau im alten Rhätien, Vindelicien, Norikum, Pannonien, theils gewiß, theils wahrscheinlich. Eben dadurch blieben die Deutschen im Ganzen unüberwunden, daß sie, obwohl sie von den Römern manches lernten, dennoch treu und standhaft bei der vaterländischen Sitte, Sprache und wo sie konnten, auch bei der alten Verfassung blieben. In einzelnen Schlachten wurden sie durch die überlegene Kriegskunst der Römer oft besiegt. Tief in das Innere von Deutschland drangen manche Kaiser ein, am dauerndsten unter Trajan,

wo auch das Land zwischen dem Main und der Donau römisch ward; diese Zeit war vielleicht die gefahrvollste für deutsche Freiheit. Caligula, Domitian hatten, um doch das Schauspiel eines germanischen Triumphs geben zu können, andere Gefangene deutsch kleiden, ihnen nach deutscher Art die Haare wachsen und sogar roth färben lassen, weil der gemeine Römer sich den Deutschen nun einmahl nicht anders als mit rothem Haar denken konnte. Trajan bedurfte dieser kindischen Künste nicht, er mochte im Ernst germanische Triumphe feiern. Wichtig in Beziehung auf Deutschland war auch Trajans große Eroberung im Nord-Osten, da er ganz Dacien zur Provinz machte und durch eine zahlreiche Colonie zu sichern strebte, aus welcher Vermischung römischer Soldaten und Ansiedler mit den alten Eingebornen, die Nation der Walachen, welche sich selbst Römer nennen, ein noch lebendes Denkmahl geblieben ist. — Ist es doch, als hätte Trajan vorausgesehen, von woher die deutschen Völker am gefährlichsten eindringen, von woher dem römischen Reiche der Untergang kommen würde.

Nach ihm war der wichtigste und entscheidendste deutsche Krieg der sogenannte Markomannische, längst der ganzen südlichen Donaugränze, unter Marc Aurel. In diesem Kriege drangen die Deutschen bis Aquileja vor, und da endlich Friede ward, konnten die Quaden, Bewohner des jetzigen Oesterreich, fünfzigtausend Gefangene an die Römer zurück geben. Das Uebergewicht der Deutschen war jetzt entschieden, und der Untergang des römischen Reichs leicht vorher zu sehen. Schon Cäsar siegte durch Deutsche, Augustus bildete seine Leibwache aus ihnen, alle nachfolgenden Kaiser suchten der Deutschen immer mehr in ihrem Kriegsheere zu haben. Von dieser Epoche unter Marc Aurel an, wird der deutsche Einfluß im Heere und im Staat mit jeder Regierung stets sichtbarer, so wie die Abhängigkeit der Römer mit jedem neuen Friedensschluß. Immer mehr deutsche Nahmen finden wir unter den Gewalthabern, die sich in einzelnen Provinzen aufwarfen, oder unter den höchsten Staatsbeamten, welche die Kaiser anordneten. Zahlreiche deutsche Colonien wurden von mehreren ganz verschiedenen Seiten, noch vor Constantin, im römi-

chen Reich aufgenommen: immer fühlbarer zeigt sich das Bedürfniß einer großen Veränderung; zusehend mächtiger wird die deutsche Parthei im römischen Reiche, denn das ist die für das wahre Verhältniß eigentlich passende Benennung; bis endlich ganze Provinzen, ganze Classen des Reichs, die höchsten Staatsbeamten und oft die Kaiser selbst die Deutschen herbeiriefen, sie aufforderten, das nun ganz auszuführen, was schon so lange vorbereitet war.

Der Untergang Roms ist nicht durch die vielen schlechten Kaiser verursacht worden; er war an sich unvermeidlich. Das römische Reich hatte vom Anfang an, weder eine Verfassung noch eine feste Grundlage in den Gemüthern der Menschen. — Keine Verfassung; — wohl war im alten republikanischen Rom die Vertheilung der Staatskraft unter Patricier, Volk und Ritter, Consuln, Senat und Tribunen, von der Art, daß durch eine starke Hand wieder hergestellt und neu belebt, dadurch für die Stadt, allenfalls auch für ein beschränktes Land von einer Nation, etwa für Italien eine wahrhafte und angemessene Verfassung hätte können gebildet werden; aber wie, als nun diese alte Form der einen, zur Weltherrscherin gewordenen Stadt, dem ganzen aus vielen verschiedenen Ländern und Nationen bestehenden Reiche angepaßt werden sollte? Zwar dehnte man die Vorrechte des Römers früh schon auf Einzelne unter den abhängigen Völkern aus; aber wenn hier ein deutscher Fürstensohn mit der Würde eines römischen Ritters bekleidet ward, dort ein Syrer oder Aegypter die Vorrechte eines römischen Bürgers erhielt, so entstand dadurch doch keine wahre Einheit unter so verschiedenartigen Bestandtheilen. Eine schwache Nachbildung bloß der äußern Form blieb es, wenn viele der bedeutenden Städte der Provinzen, im Kleinen ganz wie Rom eingerichtet, ihnen ein Senat, ein Kapitol, Theater und Naumachien gegeben wurden. War doch der alte Senat in der Hauptstadt selbst nichts mehr, als ein kraftloser Schatten erloschner großer Erinnerung! Auch das war fruchtlos, als man das römische Bürgerrecht auf ganz Italien und endlich auf das ganze Reich ausdehnte; denn es ward dadurch dennoch weder ein wahr-

hafter Bürgerstand noch ein gemeinsamer Adel des ganzen Reichs hervorgebracht, der als ein sichtbarer und thätiger Theil der Volkskraft, ein Träger und Band des Throns, und ein lebendiges Werkzeug in der Hand des Kaisers hätte sein mögen. Alles blieb dem durch nichts geordneten, und mit dem Willen des Volks verbundenen Willen des Einzigen anheim gestellt, oder im noch schlimmern Falle, den Launen des, den Alleinherrscher wieder beherrschenden Kriegsheers, welches zuletzt als die einzige wahre Staatskraft übrig blieb. So konnte Rom zu keiner Verfassung kommen, als Monarchie noch eben so tumultuarisch, wie es die Republik gewesen war.

Der Mangel einer festen Grundlage zeigte sich vorzüglich in dem Sittenverderbniß und in der Religion, oder vielmehr in dem Mangel derselben. Schon in der letzten Zeit der Republik hatte sich mit dem einreißenden Luxus und der plötzlichen Sittenveränderung, wie das immer zu geschehen pflegt, ein allgemeiner Geist des Unglaubens, der Gleichgültigkeit und der Verspottung der alten Gebräuche offenbart. Die Einführung der griechischen Philosophie trug viel dazu bei; vorzüglich war es die, einem gebildeten Lebensgenuß, einer verfeinerten Selbstsucht wohl schmeichelnde, im Grunde aber jeden Glauben an Gott und Sittlichkeit untergrabende Lehre des Epikur, welche anfangs allgemeinen Beifall und zahllose Anhänger fand. — Kaiser Augustus fühlte das Uebel und dessen Quelle wohl; seine ganze Staats-Einrichtung und Wirksamkeit war darauf gerichtet, die alten Sitten und Gesetze wieder herzustellen und den Volksglauben aufrecht zu erhalten. Dieses letzte aber war zu spät; der Grund, warum es nicht gelingen konnte, lag in der Beschaffenheit des römischen Volksglaubens selbst. Ein jeder Glaube, welcher auf der Anerkennung des einzigen Gottes beruht, kann, wenn auch Vernachlässigung der Sitten und der Erziehung, Uneinigkeit und selbst allgemeine Gleichgültigkeit, noch so sehr eingerissen sind, wieder hergestellt werden, sobald sich eine starke Hand findet, die dazu berufen ist; denn es ist ein fester Punkt gegeben, auf den man zurück gehen kann, eine wesentliche sichre Grundlage, die nach Absondrung alles Vergäng-

lichen übrig bleibt. Die Götterlehre der Griechen und Römer war in sich unzusammenhängend, ohne Einheit und festen Grund, zu auffallend fabelhaft, und zu sehr bloß ein Werk der Einbildungskraft, als daß es möglich gewesen sein sollte, sie wieder herzustellen, nachdem das Gefühl dieser Schwäche einmahl allgemein geworden war. Augustus suchte den Götterdienst wieder mit dem Staate in die genaueste und innigste Verbindung zu setzen; aber wenn ein Nero mit den höchsten priesterlichen Würden bekleidet war, wenn ein Divus Tiberius, oder Divus Caligula nach ihrem Ableben göttlich verehrt werden sollten; so konnte dieß weder den Göttern ihre ehemahlige Würde, noch den Menschen die alte Tugend und den verlornen Glauben wiedergeben. — Wäre irgend ein Mann im Stande gewesen, altrömische Kraft und strenge Größe wieder herzustellen, so war es Trajan; da er es nicht vermochte, so müssen wir glauben, daß es überhaupt zu spät war. Sein tiefdenkender Nachfolger, Kaiser Hadrian, scheint die Quelle des Uebels vorzüglich im Geiste gesucht zu haben, in dem Mangel an Einheit, welcher die Denkart und die Bildung der verschiedenen Nationen des römischen Reichs trennte. Von diesem Zeitraume fing der griechische Geist in der Literatur und Wissenschaft wieder an sein natürliches Uebergewicht zu behaupten. Hadrians Hauptgedanke mag gewesen sein, die Kenntnisse und den Geschmack aller der gebildetsten Nationen des Reichs, selbst die Aegypter nicht ausgeschlossen, in Eins zu verschmelzen, und dadurch den sinkenden Geist der römischen Welt neu zu beleben und zu befruchten; auch dieß konnte nur ein vorübergehender Versuch bleiben. Die Antonine ergriffen noch ein anderes Mittel der Rettung; die stoische Philosophie sollte jetzt den unaufhaltsam sinkenden Volksglauben stützen oder ersetzen; sie ward auf alle Weise begünstigt, verbreitet und recht als Staatsangelegenheit betrieben. Auch hat sie dem Staate und der Menschheit unstreitig große Männer gegeben; aber andrer Gebrechen nicht zu gedenken, so konnte diese schwer verständliche Wissenschaft nie für alle sein, nie Volksglaube werden.

Dieser Mangel ward durch das Christenthum ersetzt; in der

erhabenen Philosophie und Sittenlehre desselben fanden viele Männer, die mit der ganzen Bildung der Griechen und Römer bekannt waren, eine Befriedigung, die weder Plato, noch die Stoa ihnen gegeben hatte; aber diese Befriedigung war kein ausschließendes, dem übrigen Volke unzugängliches Vorrecht einiger Philosophen. Das Christenthum war zugleich Philosophie, und dennoch weil es nicht auf eine, sondern auf alle Seelenkräfte wirkte, jedem zugänglich, und von gleicher Wirkung auf alle Stände. Ungeachtet der angestrengten Gegenwirkung trat daher das Christenthum immer mehr an die Stelle des alten, vor ihm allmählig zurückweichenden und verschwindenden Götterdienstes der Fantasie. Den römischen Staat hat aber der christliche Glaube dennoch nicht retten können, auch nachdem er allgemein und herrschend geworden war. Es könnte sehr befremden, daß diese Lehre, welche unläugbar so vielen Einzelnen zu den größten Aufopferungen, oder zu der noch schwerern Befolgung der strengsten Gesetze die Kraft gab, auf den Staat nichts gewirkt hat. Die Ursache war, daß selbst unter den christlichen Kaisern die Religion, einige Abschnitte und Gesetze des Privatrechts ausgenommen, auf die eigentliche Staatseinrichtung und Verfassung, oder vielmehr Unverfassung, gar keinen Einfluß hatte. Es blieb hier alles, wie es war; auch würde es eine große Kraft und tiefen Geist erfordert haben, eine neue, den reinern Begriffen von Gott und dem Menschen angemessene Staatsverfassung zu erschaffen, zu welcher die nothwendigsten Bedingungen fehlten. Selbst das am leichtesten sich darbiethende Mittel, durch die Vermittlung und den Einfluß der Geistlichkeit auf das Volk zu wirken und die öffentliche Meinung und den Willen des Volks mit den Absichten des Herrschers in Verbindung zu bringen, ward wenigstens im abendländischen Kaiserthume verabsäumt. Daß im griechischen Kaiserthume wenigstens einige Verbindung zwischen dem Staate und der Geistlichkeit Statt fand, ist nebst der günstigern Naturlage gegen die deutschen Völker, einer von den hauptsächlichen Gründen, weßhalb das griechische

Reich eine obgleich schwache, doch ungleich längere Dauer erlebte. —

Die Gothen waren die ersten, welche das römische Reich von Nord = Osten aus in Besitz nahmen; grade von daher, wo Trajans Eroberungen und große Colonien die Gränze zu schützen bestimmt schienen. Es geschah die Einwanderung der deutschen Völker in das abendländische Kaiserthum vorzüglich in zwei Richtungen, von zwei verschiedenen Punkten aus. Die erste Einwanderung war die der Gothen und aller ihnen verwandten Völker, welche von Osten her die südlichen Länder des Reichs, Italien, das mittägliche Gallien, Spanien und die afrikanische Küste traf. Die andre aus dem nordwestlichen Deutschland, da die Franken und Sachsen das nördliche Gallien und das südliche Britannien in Besitz nahmen. Wir betrachten erst in Kürze die gothischen Eroberungen und Reiche, dann die fränkischen.

Daß die Gothen, ein großes deutsches Urvolk, aus Schweden gekommen seien, wo noch einige Länder dieses Reichs ihren Nahmen tragen, das gehört keineswegs zu den unbezweifelten historischen Wahrheiten. Gewiß ist es, daß die Gothen aus den nordöstlichsten Wohnsitzen der Deutschen, vom Ufer des baltischen Meeres aus, sich in die südlichen Wohnsitze, wo wir sie nachher finden, verbreitet haben. Die Ursache der Auswanderung mag dasselbe durch anwachsende Bevölkerung verursachte Bedürfniß, wie bei allen frühern Auswanderungen, gewesen sein. Daß die Richtung der erobernden Ansiedler nicht mehr nach Westen, oder grade nach Süden auf Gallien und Italien zuging, sondern südöstlich, davon läßt sich der Grund in der starken Verwahrung der römischen Rhein= und Donau=Gränze finden. Hier lag der Kern des Heers, und eine fortgehende Kette von Festungen bildete mit jenem zusammen ein Bollwerk, welches unübersteiglich in den Zeiten des noch mächtigen Kaiserthums, selbst in denen des Verfalls, noch mit Anstrengung unterhalten ward. In den südöstlichen Gegenden stießen die Gothen dagegen zuerst nur auf kleine Nationen, die mit ihnen zum Theil schon von ältern Zeiten her verbunden sein mochten, oder über die

sie doch leicht das Uebergewicht behaupten konnten. Schon zwei hundert Jahre nach Christo waren sie weit verbreitet in diesen südöstlichen Gegenden, und im vierten Jahrhundert unter Ermanarich erstreckte sich das große gothische Reich vom schwarzen Meere, von dem Ausflusse der Donau, ganz Dacien und Sarmatien, nebst der Krimm umfassend, östlich bis an die Nordseite des Kaukasus, und nach dem äußersten Norden zu, bis an die Ufer des baltischen Meeres. Wenn die Gothen auch nicht unmittelbar aus Schweden hergekommen und ausgewandert sind, so ist doch ihr Zusammenhang mit diesem äußersten Norden, selbst bis nach Schweden, durch mehrere einzelne Thatsachen, außer Zweifel. Auch tief in das innere Deutschland erstreckte sich die Herrschaft und der Einfluß dieser Nation; vornähmlich der südöstliche Theil desselben ward jetzt gothisch, wenn er es nicht zum Theil schon früher war. — Im jetzigen Oesterreich, an der Donau von Wien bis Passau, war das Rugiland, so benannt von dem gothischen Volke der Rugier. Von hier aus ging Odoaker, von einem berühmten christlichen Bischof dazu ermahnt, nach Italien, um der in der Wirklichkeit lang schon aufgehobenen römischen Herrschaft endlich auch dem Nahmen nach ein Ende zu machen, und ein gothisch deutsches Kaiserthum an dessen Stelle zu setzen. Diese gothischen Bewohner Oesterreichs haben unstreitig auf die besondre Stammesart viel Einfluß gehabt, und man darf nicht bezweifeln, daß diese deutsche Nation ihrer ersten Grundlage nach, zum größern Theil von gothischer Abkunft sei.

Wie nun das große gothische Reich am schwarzen Meere in zwei Reiche getheilt, wie der mehr als hundertjährige Ermanarich von den einbrechenden Hunnen besiegt, wie diese dann mit den Ostgothen ein verbündetes Volk geworden, wie Alarich etwas mehr als vierhundert Jahre nach Christus Rom erobert, wie durch stammverwandte Völker der Gothen, ein burgundisches Reich im östlichen Gallien, ein westgothisches im westlichen Gallien und Spanien, ein vandalisches Reich in Afrika entstanden, wie Attila unter Gothen erzogen, und meistens mit gothisch deutschen Völkern seine Siege erkämpfend, Gallien und Italien mit ungeheuern Kriegs-

heeren geschreckt; wie der große Theodorich später ruhmvoll und weise, gleich den besten der römischen Cäsaren über Italien geherrscht, davon ist die Geschichte zwar an sich merkwürdig; da aber alle diese Reiche doch schnell wieder untergegangen, sind diese Begebenheiten für das Ganze nicht so folgenreich, als einige nothwendige Bemerkungen über den Charakter der gothischen Nation, und über das Verhältniß ihrer Eroberungen und ihrer Herrschaft, zur Menschheit und zu den Fortschritten oder Rückschritten der Bildung.